

Regen und Schnee aber immer wieder mit Wasser füllen. Ein Kurmainzischer Hofrat, der die Grube 1780 pachtet, läßt den ersten Stollen anlegen. In den folgenden Jahrzehnten bleibt die Grube mit nur einer Unterbrechung im Besitz privater Pächter, ehe sie die Stadt 1856 durch regierungsamtlichen Beschluß endgültig wieder selbst übernehmen kann. Vorausgegangen war eine 15 Jahre dauernde "Tonfehde", bei der die Flut der Klagen und Gegenklagen so heftig wogte, daß der um Schlichtung bemühte Landgerichtsdirektor schließlich um Entlassung aus *diesem odiiösen Referat* bat.

Hintergrund der Auseinandersetzungen war natürlich das liebe Geld oder – genauer – die Frage, wie denn die Tongrube zum besten Nutzen der Klingenger Bürger bewirtschaftet werden sollte. Wie richtig die Entscheidung der Stadtväter war, das Tonbergwerk in eigener Regie weiterzuführen, beweisen die Projekte, die das damals nur rund 3000 Einwohner zählende Städtchen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verwirklichte. Gebaut wurden zwei Schulen, eine "Badeanstalt" am Main, eine Brücke über den Main – die einzige damals zwischen Aschaffenburg und Wertheim –, ein Elektrizitätswerk und ein Schlachthof. Das Geld dafür kam fast ausschließlich aus der Tongrube, die um die Jahrhundertwende mit dem "feuerfestesten Ton der Welt" ein Monopol in Mitteleuropa hatte und 60 Bergleute beschäftigte. So kräftig sprudelte die Einnahmequelle, daß es sogar

noch für ein jährliches "Bürgergeld" für alle erwachsenen männlichen Einwohner Klingenberg reichte.

Heute kann das 6.500 Einwohner zählende Städtchen am Fuß der Ruine "Klingenburg" nicht nur auf das "Tongeld" zurückgreifen, sondern auch kräftig an der anhaltenden Hochkonjunktur des Frankenweines partizipieren. Für den "Klingenger Roten" und "Portugieser" gab es noch zu keiner Zeit Absatzschwierigkeiten. Mittlerweile ist er so begehrt, daß die Stadt ihr 1912 mit einem halben Hektar Rebfläche gegründetes Weingut auf 14 Hektar erweitert und den Ausbau auf 25 Hektar geplant hat. Vor zwei Jahren wurde ein neues Kellergebäude in Betrieb genommen, das im vergangenen Jahr eine Ernte von rund 140.000 Litern aus den Lagen Hochberg, Schloßberg und Einsiedel ausbaute. Die Winzer dürfen sich zu Recht auf ein altes Verslein berufen: *Zu Würzburg am Stein / Zu Klingenberg am Main / Zu Bacharach am Rhein / Da wächst der beste Wein . . .*

Auch in anderen Kleinstädten würden die Bürgermeister zweifellos jubilieren, könnten sie ihren Kämmerern alljährlich das finanzielle Rückgrat durch Einnahmen aus einem rentablen Tonwerk und einem expandierenden Weingut stärken.

Der Franken-Reporter Nr. 357. Fremdenverkehrsverband Franken e.V., Postfach 269, 8500 Nürnberg 81

Aufnahme: Fremdenverkehrsverband Franken e.V.

Erich Mende

## Aus fränkischen Museen Atmosphäre und Stil

*Das Stiftsmuseum in Aschaffenburg*

Das alte Stiftskapitalhaus, in seiner Funktion als Museum, am Stiftsberg neben St. Peter und Alexander gelegen, zeichnet sich durch Atmosphäre und Stil aus, weil die vielen, teils kostbaren Zeugnisse der Kulturgeschichte sich in den alten Räumen

vorteilhafter, da häufig zeitbezogen präsentieren. Die älteste Periode, für die hier Fundstücke der Umgebung zu besichtigen sind, ist die schnurkeramische Kultur. Sie wird in die ausgehende Jungsteinzeit, etwa auf 2000 vor Christus datiert und erhielt



Aus dem Stiftschatz, rheinisch um 1300: Schachbrett, Teilansicht mit Fabelwesen auf den weißen Feldern





Henkelurne vom Strietwald, Ton. Frühe Urnenfelderzeit, um 1200 v. Chr.

ihren Namen nach den Dekors auf bauchigen Amphoren mit zylindrischem Hals wie an hohen Bechern. Die Einzelgrabkultur in Norddeutschland und Dänemark, die Bootaxtkultur in Südkandinavien und die Fatjanowokultur in Rußland zeigen Verwandtschaft zu dieser mitteldeutschen Kultur der Schnurkeramik, die auch als Streitaxtkultur bezeichnet wird. Dieser Name ist den elegant geschweiften und facettierten Streitäxten zu verdanken, die in Männergräbern gefunden wurden. Zwei Exemplare, die aus Niedernberg und Strietwald stammen, legen hier Zeugnis ab für das Geschick jener frühen Handwerker. Etwa zeitgleich sind die Glockenbecher vom Untermain zu datieren. Die Menschen, die in diese umgekehrt glockenförmigen Becher aus grauockerfarbigem Ton parallele Stichgruppen, Zickzackbänder und Wellenlinien gravierten, lassen ein Jägervolk vermuten, das aus Spanien über Südfrankreich in den mitteleuropäischen Raum vorzustoßen vermochte, weil die Bewohner dieser Regionen den Bogenschützen der Eindringlinge keine Verteidigung entgegenstellen konnten.

Das Angebot im Saal der Vor- und Frühgeschichte macht es dem Besucher nicht leicht. Er erhält aus der Vielfalt aber einen überzeugenden Eindruck von der

Bedeutung des Untermaingebietes als Siedlungsraum zur Zeit der frühen Kulturen. Das belegen auch die Fundstücke aus der Bronzezeit, die um 1500 bis 2000 vor Christus anzusetzen ist. Die Formen der Armspirale aus Kleinwallstadt und der Brillenspirale aus Stockstadt dokumentieren den handwerklichen Fortschritt. Doch sollte der Betrachter dem Material etwas Nachdenken widmen. Bronze, die dem Zeitalter zum Namen verhalf, setzt die Kupfergewinnung voraus. Ausgestattet mit dem technischen Wissen des 20. Jahrhunderts, wird sich der Zeitgenosse kaum vorstellen können, welche Leistung die erforderliche Bergbautätigkeit und die Befreiung des Kupfers aus dem Erz darstellen.

Wieder den Exponaten zugewandt, fesselt den Blick eine Henkelurne vom Strietwald, ein Zeugnis der um 1200 vor Christus anzusetzenden Urnenfelderzeit. Vorüber am Gräberfund aus Dettingen, einer Urne mit Deckelschüssel und drei Beigefäßen, führen wenige Schritte in die Römerzeit. In solchem Museum, das ein Territorium



Brunnenmaske aus Niedernberg, Bronze. Römisch, ca. 1. Hälfte 2. Jahrhundert n. Chr.

repräsentiert, in dem der Limes verlief, sind die Erwartungen naturgemäß hoch gesteckt. Sie werden nicht enttäuscht, wenngleich nicht die Anzahl, sondern die Qualität der Exponate den Anspruch einlösen. Der Dreigötterstein aus Obernburg, in seiner imposanten Mittelstellung im Römischen Lapidarium, beherrscht den Raum. Recht dezent für die Zeit des antiken Roms nimmt sich dagegen die Brunnenmaske von Niedernberg aus. Erst nach dem 2. Weltkrieg gefunden, stellt die Bronzemaske eines Silenkopfes das ausdrucksstypische Beispiel für die Begleiter des Bacchus dar. Deren Charakteristika, Glatzkopf mit Weinlaub umkränzt, stumpfe Nase, Bart und meist in alkoholisierten Stimmung, zeigt die Maske unverkennbar. Im Gesicht nimmt diese Arbeit aus dem 2. Jahrhundert nach Christus eher den Ausdruck vorweg, den Anthonis van Dyck seinem Silen der Dresdener Gemäldegalerie aufprägte, als jenen, den der Pferdemensch von Rubens im Bild der Alten Pinakothek München zeigt.

Mit dem Silen und dem Götterstein beansprucht der Mythos seinen Platz im Museum, neben, oder besser, auch genauer, vor der Geschichte. Diese führt nun nach Stockstadt, wo ein Römerkastell nachgewiesen ist. Dort fand man einen Münzschatz, den ein Bagger beim Aushub für einen Kabelgraben freilegte. Der nicht eben sanft anpackende Greifer zerbrach den Krug, aus dem sechs Goldmünzen – Aurei genannt – und 1254 Silberdenare quollen. Das Geld stammt aus den Ären der Kaiser Trajan, Hadrian und Antoninus Pius, die nacheinander von 98 bis 161 regierten. Die späteste Münze, das interessanteste Stück, konnte in die Zeit von Marc Aurel und zwar zwischen Dezember 167 und Februar 168 datiert werden.

Vorüber an frühgermanischer Keramik aus Niedernberg, die wegen ihrer glatten Oberfläche auffällt, mit einem Blick zu den prächtigen Fibeln der Merowingerzeit und zur Zierscheibe aus Mömlingen, die 1951 in einem Reitergrab zu Tage kam, durchquert man danach einen Raum mit Barockdecke und mittelalterlichen Skulpturen, ehe man in den alten Kapitelsaal gelangt. Die



Ehemaliger Kapitelsaal

Butzenscheiben der leicht unregelmäßig verteilten Fenster, die frühbarocke, stukkierete Decke, der Rundbogen unter dem man stehen bleiben sollte, um einen Raum im Stil des 13. Jahrhunderts auf sich wirken zu lassen, das weckt, in Verbindung mit einigen Glocken, dem heiligen Martin aus der Maria-Schnee-Kapelle, einer rheinischen Muttergottes, die zeitgleich zum Raum entstand, und wunderschönen Madonnen vom Untermain aus dem 15. Jahrhundert, den Eindruck des Zusammengehörigen nach Zeit und Sujet. Stutzig macht die Datierung zweier Löwen auf etwa 1600. Da sie spontan an je schwer zu bestimmenden Tiere erinnern, die den Löwenbrunnen der Alhambra tragen, der Bauherr des Löwenhofes, Mohammed V. aus der Nasriden-Dynastie, im 14. Jahrhundert in Granada herrschte, wirken aus der Ähnlichkeit die Löwen hier älter.

Dadurch empfindet der Besucher keinen Zeitsprung, wenn er, während des anschließenden Rundganges durch die Gemälde-





Kruzifix aus Lorsch, um 1140

galerie, mit humanistischem Bildungsstreben Bekanntschaft schließt durch das Porträt des Angelo Poliziano. Er lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Florenz und war Hauslehrer der Medici. In der christlichen Malerei des Mittelalters wurde gern der Goldgrund verwendet. Um jungen Menschen Zugang zu solcher und anderer Eigenheit, besonders aber zu den dahinterliegenden Motivationen zu verschaffen, sie damit allmählich in der Vielschichtigkeit der Malkunst unterschiedlicher Epochen heimisch werden zu lassen durch Einübung in Ikonographie, die Bildbeschreibung, veranstaltet der Kunstmaler Bfr. Gunter Ullrich Führungen für Kinder von Mitgliedern des Frankenbundes, die erfreulichen Zulauf haben. Der Eindruck der Kinderaugen, die neugierig, andächtig oder fragend an den alten Tafelbildern hängen, bleibt länger haften als die Stimmen zu hören sind, die den Besucher noch auf der Treppe begleiten, über die er den

Barocksaal erreicht, der ihn in einen gleichsam sakralen Mantel hüllt. Da nimmt zunächst der Hochaltar des ehemaligen Katharinenspitals gefangen. Wohl stammt er aus der Zeit um 1600, doch erzwangen seine Kriegsschäden manche Korrektur und Erneuerung auch des Altarbildes. Neben großen Madonnen aus Kloster Schmerlenbach, einer Hausmadonna aus der Steingasse in Aschaffenburg, fesseln Wachsarbeiten, für die aus dem einstigen Kurmainz viele Werkstätten bekannt sind.

Man bleibt in der Zeit beim Eintritt in den neuen Kapitelsaal, der ab 1620 die erhöhten Ansprüche der Stiftsherren befriedigen half. Dieser Raum und das benachbarte Kanonikerzimmer sind weitere Beispiele für die in diesem Museum geübte Praxis, aus dem Einklang von Raum und Inventar den Besucher in die jeweilige Zeit zu versetzen, ihm so das Einfühlen zu ermöglichen, aus dem heraus die zeitgleiche Kunst, das zugehörige Handwerk, ja, in Ansätzen sogar das Leben in jener Epoche vorstellbar werden könnte. In breiten Bahnen flutet das Licht durch die Butzenscheiben im Kanonikerzimmer. Dank dieser Helligkeit, des reichgeschnitzten Türrahmens, eines Spessarter Eisengußofens, aber auch der Bilder, Plastiken und Möbel, strahlt dieser Raum weit mehr Wärme aus als der angrenzende neue Kapitelsaal. Diesen datieren seine reich ornamentierte Stuckdecke, die Formen der Mittelsäule und der Fenstergewänder auf das ausgehende 15. Jahrhundert. Prüft man das Gesamtbild noch einmal vor Verlassen des Raumes, dann assoziiert sich der Begriff Ausgewogenheit. Es ist nichts überladen, wie dies oft falsch verstandener Ehrgeiz in anderen Museen bewirkt. Vielleicht trägt auch dies mit dazu bei, daß der neue Kapitelsaal als schönst erhaltener Innenraum seiner Epoche in dieser Gegend gilt.

In der Schatzkammer stößt man auf eines der wertvollsten Exponate, es stammt vom Anfang des 14. Jahrhunderts. Das älteste erhaltene Schachbrett in Deutschland ist aufklappbar und sein Holzkern wird von einer Zierleiste gerahmt, die mit vergoldeter Silberfolie und kleinen Emails belegt ist. Die 'schwarzen' Felder sind aus rotem,

geäderten Jaspis gearbeitet, während die 'weißen' Felder bunt bemalte Fabelwesen im Halbreliief aus Ton darstellen, die von Bergkristallplättchen überdeckt sind. Auf die Tragik der jüngsten deutschen Geschichte macht der Joseph von Tilman Riemenschneider aufmerksam. Der Mann der Maria steht in Wartehaltung vor Ochs und Esel mit dem Blick in scheinbar weite Ferne. Tatsächlich muß der Einsame heute bis Ostberlin schauen, denn dort befindet sich der linke Teil des Lindenholzreliefs. Die Schatzkammer sollte man nicht verlassen, ohne Augenmerk für den Kamin, an dem sich die Wappen der Eltern des Julius Echter von Mespelbrunn aus dem Jahr 1568 befinden: Peter Echter und Gertrud von Adelsheim.

Wie der streitbare Fürstbischof das Erinnern an Würzburg als Zentrum der Gegenreformation weckt, so führt ein ausdrucksvoller Kruzifixus, aus der Zeit um 1140, in jenes Jahrhundert zurück, in dem die Benediktinerabtei Lorsch den Zenit ihrer Wirksamkeit als kultureller Mittelpunkt überschritt. Die Kunsthistoriker konstatieren Verwandtschaft zwischen diesem Kruzifixus und solchen im schwäbischen Raum. Das deutet auf die Verbindung zwischen der Reichsabtei Lorsch und Kloster Hirsau, woraus geschlossen werden könnte, daß nicht nur Fragen spiritueller oder organisatorischer Neuerungen diskutiert, sondern auch Eindrücke von Kunstwerken zwischen den Klöstern ausgetauscht wurden.

Solche Gedanken begleiten den Weg von der Kunst der Romanik zu jener der Gotik. Letzterer ist noch einmal einer jener Säle gewidmet, in denen Atmosphäre und Stil dem Charakter des Hauses quasi als pars pro toto entsprechen. In die Wand zwischen diesem Saal und dem Treppenhaus sind architektonische Bauelemente eingebettet. Es sind Reste des Stäblerhauses, die konserviert wurden und als Ergänzung zur Formenvarianz der Exponate die Strukturen von Romanik und Gotik in großem Maßstab zeigen. Gerade die Gotik verweist, durch das himmelanstrebende ihrer Kathedralen wie aus deren Schwerelosigkeit dank der aufgelösten Mauern und einer kühnen Konstruktion von Pfeilern, Bogen,

Rippen und Baldachinen auf die Unmittelbarkeit zwischen Kunst und Glauben. Wer die gotische Architektur als eingefangene und geformte Bewegung zu sehen vermag, dem wird der Aschaffenburg Kunstmalers, Joseph Anton Schneiderfranken, auch unter seinem geistigen Namen Bô Yin Râ bekannt, das vielleicht dumpfe Empfinden überzeugend artikulieren mit dem Satz: *Alle Kunst ist seelische Bewegung, die zur Form gestaltet wurde.*

Wenn man das Stiftsmuseum verläßt, sich unterhalb von St. Peter und Alexander zurückwendet, um die Ansicht der Kirche in sich aufzunehmen, die Einheit des Stiftsberges noch einmal auf sich wirken zu lassen, dann sollte sich dieses Wort in seinem Wahrheitsgehalt zu erkennen geben.

Erich Mende, Johann-Strauß-Straße 49, 8011 Baldham.

Herzlichen Dank dem Stiftsmuseum Aschaffenburg für die Erlaubnis zum Abdruck der Bilder.



Außenansicht

**Würzburg:** Städt. Galerie Hofstraße 3, Ausstellungen: 18. 12. 83–19. 2. 84 Ludwig von Gleichen-Russwurm 1836–1901; 26. 2.–8. 4. 84: Tatsuhiro Yokoo – Gemälden, Gouachen.